Birgit Meitrodt
Menawar Youssef-Safar

Das Licht scheint überall

Menawar – Die Geschichte einer syrischen Christin

francke

Inhalt

Ein persönliches Wort – Birgit Meitrodt 7
Ein persönliches Wort – Menawar Youssef-Safar 9
Kapitel 1: Vom Schnee zum Licht 11
Kapitel 2: Puppen, Perlen und Geschichten 15
Kapitel 3: Von Mäusen, Hunden, Lämmern, Fischen und Skorpionen 22
Kapitel 4: Osterbräuche, Weihnachtsbräuche 39
Kapitel 5: Für das Leben lernen wir 46
Kapitel 6: Erste Liebe 51
Kapitel 7: Lehm und Steine 56
Kapitel 8: Eine weitreichende Entscheidung 61
Kapitel 9: (K)ein Freudentag 75
Kapitel 10: Aus zwei werden drei 83
Kapitel 11: Aufbruch ins Ungewisse 100
Kapitel 12: Eine schreckliche Nachricht 108
Kapitel 13: Wer ist ein Freund? 120
Kapitel 14: Heilsame Begegnungen 136
Kapitel 15: Bedrohliche Telefonanrufe 145
Kapitel 16: Schummeln lohnt sich nicht 152
Kapitel 17: Ich will strahlen – aber doch nicht so! 159
Kapitel 18: Wieder wird ein Haus gebaut 172
Kapitel 19: Kochen, Fahren, Schwimmen, Tanzen 178
Kapitel 20: Zu Besuch in der Heimat 190
Kapitel 21: Wegbereiter sein 197
Kapitel 22: Meine besten Rezepte 203

Ein persönliches Wort – Birgit Meitrodt

Es ist jetzt etwa zweieinhalb Jahre her, dass mich meine Freundin Menawar fragte, ob ich nicht ein Buch über ihr Leben schreiben könne. Anfangs war ich sehr skeptisch und fragte mich, ob ich das schaffen würde und ob Menawars Leben überhaupt so viel Interessantes hergäbe, dass man ein Buch damit füllen könnte. Nach einigem Nachdenken stimmte ich schließlich zu, es zu versuchen. Bald schon war ich völlig fasziniert von den Geschichten, die Menawar von ihrer Kindheit und Jugendzeit in Syrien erzählte. Ihre Welt war eine so ganz andere gewesen als die, in der ich aufgewachsen bin. Als wir zu dem Punkt in ihrer Lebensgeschichte kamen, an dem sie mit ihrer Familie nach Deutschland einreiste, fand ich es spannend zu hören, was sie als Kulturschock erlebt hat und wie sie und ihr Mann damit umgegangen sind. Ich bekam einen ganz neuen Blick auf die Art und Weise, wie wir in Deutschland mit Ausländern umgehen, sei es die Unterbringung in einem Asylbewerberheim, die Zuteilung des Wohnortes oder auch der Ablauf des Asylverfahrens, währenddessen die Familie immer wieder von Abschiebung bedroht war. Zuweilen schämte ich mich dafür, wie schlecht oder gedankenlos manche Deutsche mit der Familie von Menawar umgegangen waren.

Ich fand es spannend zu hören, wie das Gottvertrauen der Familie in all den Jahren gewachsen ist und wie es ihnen geholfen hat, alle Probleme zu überstehen und sogar gestärkt daraus hervorzugehen. Wenn man Menawar und ihren Mann mit ihrer fröhlichen und stets hilfsbereiten Art kennt, dann kann man kaum glauben, dass sie schon viel Schweres in ihrem Leben

durchgemacht haben. Zu ihnen kann man stets kommen und trifft immer auf aufmerksame Zuhörer, bekommt einen guten Rat und tatkräftige Hilfe, wenn man welche braucht.

Ich hoffe, dieses Buch gibt vielen Menschen Mut, in allen Lebenslagen Gott zu vertrauen, denn er hat immer den besten Überblick.

Ein persönliches Wort – Menawar Youssef-Safar

Ich möchte mit diesem Buch einen Einblick in das Syrien geben, wie es einmal gewesen ist, bevor Krieg und Terror von diesem Land Besitz ergriffen haben. Es ist und soll keine politisch korrekte Abhandlung sein, sondern meine persönlichen Erinnerungen stehen im Zentrum dieser Aufzeichnungen. Das, was ich auf den folgenden Seiten beschreibe, ist so nicht mehr zu finden.

Bis heute denke ich voller Heimweh an mein Dorf zurück. Ich bin dort geboren und aufgewachsen und hatte dort trotz vieler Probleme eine schöne und behütete Kindheit. Mein Dorf ist und bleibt meine Heimat, auch wenn es jetzt aufgrund des Krieges nur noch ein Haufen Schutt ist.

Ein weiterer Schwerpunkt dieses Buches beschreibt unsere erste Zeit hier in Deutschland. Ich möchte aufzeigen, was uns als Neuankömmlingen geholfen hat und welche Widerstände wir zu überwinden hatten. Es soll den Menschen hier in Deutschland Mut machen, auf Fremde zuzugehen und ihnen zu helfen, sich zu integrieren. Manchmal waren es nur Kleinigkeiten, die uns ungemein weitergeholfen haben, wie z. B. freundliche Worte, die uns zeigten, dass wir willkommen waren.

Wenn ich heute den Fernseher einschalte und die Berichte über Syrien sehe, dann blutet mein Herz. Es geht mir sehr nahe, nun die Zerstörung meiner Heimat mit ansehen zu müssen. Noch immer leben Freunde und Verwandte von mir in Syrien. Meine Gedanken sind oft bei ihnen. Ich bete dafür, dass sie alles unbeschadet überstehen und sie wieder eine Zukunft für sich und ihre Kinder finden. Meine Geschwister, die zu Beginn

des Konflikts noch in Syrien gewohnt haben, konnten Gott sei Dank alle nach bangen Wochen des Wartens nach Europa ausreisen bzw. fliehen.

Es berührt mich immer wieder neu, Flüchtlinge aus Syrien hier in Deutschland zu treffen. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, mich um sie zu kümmern. Sie sollen nicht allein und verlassen dastehen, so wie ich mich in der ersten Zeit hier in Deutschland gefühlt habe. Wir waren freiwillig gekommen, sie aber würden lieber in ihrer Heimat leben. Sie mussten alles verlassen. Viele haben Freunde und Verwandte im Krieg verloren und wurden aus ihren Häusern vertrieben. Nun wollen sie hier einen Neuanfang wagen und ich möchte ihnen dabei helfen.

Ich würde mich freuen, wenn sich etwas von meiner Liebe zu Syrien und den Menschen, die dort leben, auf die Leser dieses Buches überträgt und sie eine positive Einstellung zu den Flüchtlingen, die in ihre Städte und Dörfer kommen, gewinnen. Das hilft den Flüchtlingen, in Deutschland ihre neue Heimat zu finden, so wie Deutschland für mich und meine Familie zu einer neuen Heimat geworden ist.

Kapitel 1
Vom Schnee zum Licht

Meine Geschichte beginnt im Januar 1964 in dem kleinen Dorf Bab al-Hadid im Nordosten Syriens. Bei Syrien denkt man zunächst an brennend heiße Wüstensonne und nicht an Schneestürme und Eiseskälte. Doch in diesem Januar zeigte sich der Winter von seiner kältesten Seite, so, wie er in dieser Region nur selten vorkommt. Tagelang hatte es geschneit und inzwischen lag der Schnee über einen halben Meter hoch. Es gab kaum noch ein Durchkommen. Schneeräumfahrzeuge gab es keine. Die Menschen versuchten, die Wege mit Schaufeln passierbar zu halten und die Eingänge zu ihren Häusern frei zu machen, damit man überhaupt die Türen öffnen konnte.

Abends saß meine Familie wie jeden Tag in dem von einer Petroleumlampe erleuchteten Zimmer, in dem ein Ofen seine wohlige Wärme verbreitete. Dies war jedoch kein Abend wie jeder andere. Alle waren sehr aufgeregt. Mein Vater rannte immer wieder zum Fenster und schaute in die Dunkelheit hinaus. Doch außer Schneeflocken, die immer noch vom Himmel fielen, konnte er nichts entdecken. Inzwischen war es schon Mitternacht, doch von der erwarteten Person fehlte immer noch jede Spur. Da rief meine Mutter auf einmal: „Jetzt ist es so weit. Das Kind kommt! Wir können nicht länger auf die Hebamme warten. Wir müssen es alleine schaffen." Unter den Anweisungen meiner Mutter packten alle mit an und ich kam auf die Welt, noch bevor die Hebamme sich ihren Weg durch das verschneite Dorf gebahnt hatte. Was für eine turbulente Geburt, doch das sollte noch nicht alles sein. „Ein kleines Mädchen!", freuten sich alle. „Wir wollen sie Berfe nennen", sagte mein Vater „weil sie in

dieser schneereichen Nacht geboren wurde.“ (Berfe kommt aus dem Kurdischen und heißt „Schnee“.)

Die Freude meines Vaters über meine Geburt war nicht selbstverständlich, denn in muslimisch geprägten Ländern hält sich die Freude über ein Mädchen im Allgemeinen in Grenzen. Alle warten eigentlich auf einen Jungen, dessen Geburt dann stolz verkündet wird. Doch bei meinen Eltern war das zum Glück anders. Mein Vater erzählte überall voller Stolz, dass ihm eine Tochter geboren wurde.

Schon bald hatte sich die Nachricht meiner Geburt im ganzen Dorf verbreitet. Da Geburten in der arabischen Kultur immer auch ein Ereignis der sozialen Zusammenkunft darstellen (und nicht, wie in Europa üblich, in der Abgeschiedenheit eines Krankenhauszimmers stattfinden), fanden sich immer mehr Dorfbewohner im Haus meiner Eltern ein, um ihnen zu gratulieren. Alle Freunde und Bekannten und vor allem die Kinder kamen vorbei. Das war ein Riesentrubel. Den ganzen Tag über gaben sich die Besucher die Klinke in die Hand und auch am nächsten Tag war es nicht anders. Für die Kinder war es ein riesiger Spaß, denn es gab viele Süßigkeiten. Sie aßen so lange, bis die Erwachsenen mahnten, dass es genug sei. Mein Vater hatte säckeweise die besten Bonbons eingekauft und verblüffte damit alle Besucher. Es war doch „nur“ ein Mädchen geboren worden. Für meinen Vater waren jedoch alle seine Kinder gleich wichtig. Um dieses nach außen ganz deutlich zu machen, bevorzugte er sogar uns Mädchen. Das hat sich auch auf unser späteres Leben ausgewirkt und mein Vater hat sein Verhalten nie bereuen müssen. Es waren nicht in erster Linie die Jungen der Familie, die auf ihn gehört haben und auf die er sich verlassen konnte, sondern wir Mädchen waren seine rechte Hand und unterstützten ihn, wo wir nur konnten.

Für meine Mutter waren diese ersten Tage nach der Geburt sehr anstrengend. Gerade erst hatte sie ein Kind zur Welt ge-

bracht und schon war das ganze Haus voller Besucher, die sie versorgen musste. Und so saß sie am Abend müde auf einer Matratze, die am Boden lag und als Sitzgelegenheit diente. Sie hatte mich auf dem Arm sanft in den Schlaft gewiegt und war dabei selbst eingeschlafen. Mein damals drei Jahre alter Bruder sah nun seine Chance gekommen, sich noch einmal mit Bonbons zu versorgen, ohne dass Mama das mitbekam. Die Süßigkeiten standen in der Ecke des Zimmers. Wenn er nur schnell genug war, würde keiner merken, dass er sich welche stibitzte. Der Kleine sah sich um, aber Papa befand sich nicht im Raum, also war die Luft rein. Es war bereits recht dunkel. Nur eine kleine Lampe brannte in einer Ecke. Mein Bruder lief schnell los, hatte aber die Beine meiner Mutter übersehen. Er stolperte und fiel so unglücklich auf ihren Unterleib, dass meine Mutter nicht nur aufwachte, sondern schwer verletzt mit Blutungen in ein Krankenhaus gebracht werden musste.

Doch was sollte aus mir werden? Ich war jetzt ohne Mama. Ins Krankenhaus konnte ich nicht mitkommen. Babynahrung aus Pulver, wie sie in Europa benutzt wird, gab es in unserem Dorf nicht. Wovon sollte ich nun leben? Doch da fand sich eine wunderbare Lösung. Zwei unserer Nachbarinnen hatten vor Kurzem ebenfalls ein Kind geboren. Diese beiden Frauen kümmerten sich nun um mich und säugten mich abwechselnd an ihrer Brust. So war ich dann schon recht kräftig, als Mama nach einiger Zeit wieder aus dem Krankenhaus zurückkam.

Auch in den Tagen, in denen meine Mutter im Krankenhaus war, kamen weitere Leute aus dem Dorf, um meinem Vater zu gratulieren und mich, das neugeborene Baby, zu sehen. Ich war gerade fünf Tage alt, da kam der Lehrer aus unserer Dorfschule, ein junger Mann, der gerade seine Ausbildung beendet hatte und aus der großen Stadt Homs in unser kleines Dorf versetzt worden war. Zum ersten Mal war er allein so weit von zu Hause entfernt und fühlte sich sehr einsam. Während der Schulzeit

bestand für ihn keine Möglichkeit, nach Hause zu fahren. Und die Sommerferien waren noch weit entfernt. Er vermisste seine Familie und besonders seine Verlobte. So kam es zu folgender Szene: Er sah mich an und rief dann zu meinem Vater gewandt aus: „Was für ein süßes Mädchen! Ich gratuliere dir. Habt ihr dem Kind schon einen Namen gegeben?“ Mein Vater antwortete: „Ja, wegen des vielen Schnees haben wir sie Berfe genannt. Ich hatte aber noch keine Zeit, zur Behörde zu gehen und das Kind anzumelden“, fügte er entschuldigend hinzu. Da bekam der Lehrer leuchtende Augen und begann herumzudrucksen: „Du, Onkel …“, ***Onkel*** ist bei uns eine respektvolle Anrede für ältere Leute. Dabei ist es egal, wie viel älter der andere ist. Es können auch nur zwei oder drei Jahre sein. „… ich habe eine etwas ungewöhnliche Bitte. Dein kleines Mädchen sieht so niedlich aus, sodass ich gleich an meine Verlobte denken musste. Du weißt, ich vermisse sie so sehr. Wäre es möglich, dass du deine Tochter nach meiner Verlobten benennst? Sie heißt Menawar. Dann ist ein Teil meiner Verlobten hier im Dorf und ich fühle mich nicht mehr so einsam.“ Mein Vater überlegte kurz und sagte dann: „Ja, ich will das dir zuliebe tun. Das Kind soll nicht mehr Berfe, sondern Menawar heißen.“ Und so bin ich zu meinem Namen gekommen: Menawar, das Licht.

Kapitel 2
Puppen, Perlen und Geschichten

„Mama, ich möchte auch eine eigene Puppe haben." Ich war inzwischen vier Jahre alt und kam mit der Puppe meiner größeren Schwester ins Elternschlafzimmer gelaufen. Meine Mutter saß auf einer Bank und nähte. Sie fertigte einen Großteil unserer Kleidung selbst an, flickte sie oder änderte sie ab, sodass alle Kinder genug Kleidung hatten. Zu besonderen Feiertagen wie Ostern oder Weihnachten gab es auch mal neue Kleidung, die meine Mutter von einer Schneiderin anfertigen ließ. An jenem Tag war meine Mutter gerade dabei, die Hemden und Hosen meiner Brüder zu flicken. Da sie auf meine Bitte noch nicht reagiert hatte, stupste ich sie an: „Mama, ich möchte auch eine Puppe. Bitte, bitte – nähst du mir auch eine Puppe?" Jetzt sah meine Mutter endlich von ihrer Arbeit auf. Sie schaute mir ins Gesicht und dann auf die Puppe, die ich in der Hand hielt. Dann sagte sie in ihrer liebevollen Art: „Ja, du sollst auch eine Puppe bekommen. Ich muss mal nachsehen, ob ich noch etwas von dem weißen Stoff habe. Bunten Stoff für ein Puppenkleid habe ich bestimmt auch noch." „Nein, Mama. Ich will nicht so eine Puppe mit weißer Haut haben. Meine Puppe soll etwas Besonderes sein. Ich will lieber eine mit brauner Haut. Hast du dafür auch noch Stoff?" „Mit ***brauner*** Haut?", fragte meine Mutter erstaunt. „Das könnte sein. Dafür könnte ich vielleicht ein altes Hemd oder eine Hose von Papa nehmen." Sie durchsuchte ihre Stoffreste und fand tatsächlich einen passenden Stoff, aus dem sie für mich eine wunderschöne Puppe mit keksbrauner Haut und einem rosafarbenen Kleid nähte. Ich jubelte, als sie mir die Puppe mit einem Lächeln in den Arm legte. Ich drückte meine

Puppe ganz fest an mich, die von da an zu meiner treuen Begleiterin wurde.

So ein Geschenk außer der Reihe war wirklich etwas Besonderes, denn es gab nicht viele Spielsachen. Wir Mädchen bekamen eine Puppe, die Jungen ein Auto. Na ja, ein richtiges Auto war es eigentlich nicht. Es bestand nur aus einem Draht, dessen Enden zu zwei Rädern gebogen waren. In der Mitte des Drahtes war noch ein weiterer Draht befestigt, der als Lenkstange diente. In der besseren Ausführung wurde für das Fahrzeug eine kleine Kiste verwendet, an der unten vier Räder und in der Mitte eine Lenkstange angebracht waren. Das sah zwar nicht so echt aus wie ein gekauftes Spielzeugauto, doch man konnte auch damit prima spielen und die Jungen hatten viel Spaß dabei. Wenn sie nicht mit ihren Autos spielten, gingen sie gerne zum Angeln an den Fluss. Auch die Angeln waren selbst gebaut. Sie bestanden aus einem Stock, an den ein Nylonfaden gebunden war. Als Haken diente eine umgebogene Nähnadel. Sie angelten nur so zum Spaß, aber nicht selten brachten sie auch einen Fisch mit nach Hause, den wir dann gegessen haben.

Am Nachmittag verabredete ich mich meist mit meinen Freundinnen, um mit Perlen zu spielen. Wir verwendeten dazu alte Perlenketten unserer Mütter. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages ins Schlafzimmer meiner Eltern ging und mir, ohne um Erlaubnis zu fragen, einfach eine Perlenkette nahm. Meine Mutter war gerade in der Küche und sah mich nach draußen verschwinden. Sie rief mir nach: „Menawar, wo gehst du hin?“ Ertappt hielt ich an und sagte: „Wir treffen uns bei dem großen Baum. Dort wollen wir mit Perlen spielen. Mama, ich darf doch die rote Perlenkette mitnehmen?“ Meine Mutter hatte zum Glück einen guten Tag und wurde nicht ärgerlich darüber, dass ich, ohne zu fragen, ihre Kette genommen hatte. Sie ermahnte mich nur kurz und ließ mich dann ziehen. Alle Mädchen hatten alte Perlenketten ihrer Mütter dabei, die in den verschiedens-

ten Farben glänzten. Wir knibbelten diese Ketten auf und dann begann unser Spiel. Wir fünf Mädchen setzten uns im Kreis auf den Boden. In der Mitte des Kreises schichteten wir einen Erdhaufen auf. Jede steckte nun eine ihrer Perlen in den Erdhaufen. Dann mischten wir die Erde gut durch, sodass niemand mehr wusste, wo die Perlen lagen. Jetzt wurde der Haufen in fünf gleiche Teile aufgeteilt und jedes Mädchen gewann die Perlen, die sich in ihrem Teil befanden. Mit diesem Spiel konnten wir uns den ganzen Nachmittag beschäftigen. Wir tauschten auf diese Weise die Perlen untereinander aus und machten uns anschließend eigene bunte Ketten.

Wir waren überhaupt sehr erfinderisch, was die Spielmaterialien anging. So spielten wir auch so eine Art Würfelspiel. Da wir aber keine richtigen Würfel besaßen, nahmen wir die Knöchel- und Kniegelenke von Lämmern dazu. Wenn mein Vater geschlachtet hatte, bekamen wir diese Knochen. Sie wurden natürlich vorher vom Fleisch befreit und gut gesäubert. Diese Knochen sind eckig, haben verschieden geformte Seiten und auf einer Seite zwei Löcher. Damit eigneten sie sich gut als Würfelersatz. Außerdem spielten wir viel mit Murmeln oder machten Seilspringen. Dafür nahmen wir einfach das Seil, mit dem sonst die Kühe festgebunden wurden, dann konnte es schon losgehen. Wie wohl überall auf der Welt spielten wir Mädchen gerne „Mutter und Kind“. Wir bauten uns dazu aus Steinen und Holz kleine Wohnungen, besuchten uns gegenseitig in unseren „Häusern“ und spielten das Leben der Großen nach. Unserer Fantasie waren dabei keine Grenzen gesetzt.

Überhaupt besaß ich eine sehr lebhafte Fantasie. Um vor meinen Freundinnen ein bisschen anzugeben, erzählte ich ihnen einmal von Papas Cousine in Amerika, die als Stewardess bei einer Fluggesellschaft arbeitete. So weit stimmte die Geschichte, aber um etwas Besonderes vorweisen zu können, erzählte ich überall, dass die Cousine selbst ein Flugzeug be-

säße und uns abends damit besuchen komme. „Das geht ja gar nicht!“, antworteten meine Freunde. „Wo soll denn das Flugzeug bei euch landen?“ Aber auch dafür hatte ich eine Antwort: „Auf unserem Dach natürlich. Jeden Abend landet sie dort und schläft dann bei uns. Ihr könnt sie nur nicht sehen, weil sie das ganz im Geheimen tut.“ In meiner Fantasie sah ich sie dort auch tatsächlich und meine Freunde glaubten mir die Geschichte. Als diese dann irgendwann meinen Eltern zu Gehör kam, konnten sie sich über so viel Fantasie einfach nur wundern und begannen zu lachen.

Wie schon erwähnt, war ich nicht das einzige Kind meiner Eltern. Insgesamt waren wir zwölf Geschwister – acht Mädchen und vier Jungen. Ich habe drei ältere Schwestern (Fahima, Naima und Gamile), außerdem drei ältere Brüder (George, Fahmi und Gabriel), einen jüngeren Bruder (Mattias) und vier jüngere Schwestern (Wadia, Dala, Sabria und Nasira). Da meine Eltern viel zu tun hatten, passten wir Kinder gegenseitig aufeinander auf. Als mittleres Kind war ich durch meine älteren Geschwister immer gut behütet und musste später dann auf meine jüngeren Geschwister achtgeben.

Am späten Nachmittag, wenn es dunkel wurde, nahm sich meine Mutter aber regelmäßig Zeit für uns Kinder. Sie versammelte uns alle im Kinderschlafraum, wo wir uns auf die Matratzen setzten. Dann begann sie, uns Geschichten zu erzählen – keine Märchen, sondern die Geschichten aus der Bibel. Sie erzählte uns von Noah und der großen Flut, von Mose, der das Volk Israel aus Ägypten herausgeführt hatte, von all den Plagen und großen Wundern, die dabei geschehen sind, von David, der den Riesen Goliath besiegte, von Daniel, der wegen seines Glaubens an Gott in die Löwengrube geworfen wurde, und natürlich von Jesus. Sie erzählte uns von seiner Geburt, von all den Wundern, die er getan hatte, von seinem Tod am Kreuz und der Auferstehung. Wir Kinder lauschten gebannt ihren Worten. Sie

ließ die biblischen Personen für uns lebendig werden. Wir erlebten diese Geschichten förmlich mit und fühlten uns, als wären wir dabei gewesen. So lernte ich schon als Kind, ohne je eine Kinderbibel gesehen zu haben, die Bibel kennen. Meine Mutter vermittelte uns auf diese Weise ihren Glauben an Gott und ihr Vertrauen auf seine Hilfe. Sie kannte sich wirklich gut in der Bibel aus und kann bis heute in ihrem hohen Alter beinahe alle der 150 Psalmen auswendig aufsagen.

Mein Vater war bei diesen Erzählstunden meist nicht mit dabei, weil er noch arbeiten musste. Doch wenn er Zeit hatte, erlebten wir einen ganz besonderen Abend. Er nahm dann die dicke alte Bibel, die in einem schön bestickten Säckchen am Schrank hing, und las uns daraus vor. Das waren sehr wertvolle Stunden für mich. Sie haben den Grundstein für meinen eigenen Glauben gelegt und ich bin meinen Eltern sehr dankbar dafür. Nach den Erzählstunden wurde zu Abend gegessen und dann hieß es für uns Kinder: „Ab ins Bett!“ Schnell machten wir uns bettfertig. Dazu räumten wir erst einmal unser Zimmer um. Unser Haus bestand eigentlich nur aus zwei Räumen, dem Elternschlafzimmer und dem Kinderschlafzimmer sowie einem großen Flur. Tagsüber wurden diese Räume aber als Wohnzimmer genutzt. Dazu wurden alle Schlafmatratzen an die Seite geräumt und hinter einem Vorhang versteckt. Bettgestelle hatten wir nicht, sondern wir schliefen auf Matratzen, die auf dem Boden lagen. So konnten die Zimmer in kürzester Zeit umgestaltet werden. Tagsüber diente uns das Kinderzimmer als Aufenthaltsraum. Hier wurde gegessen, zusammengesessen und auch gearbeitet. Dazu saßen wir nicht an Tischen, sondern ebenfalls auf Matratzen, die auf dem Boden lagen. Nur im Elternschlafzimmer gab es eine Bank, die mein Vater entlang einer Wand aus Lehm gefertigt hatte. Diese war mit Kissen gepolstert, damit man bequem saß. Zusätzlich lagen aber auch hier Matratzen zum Sitzen auf der Erde. Dieses Zimmer war

für Gäste bestimmt, unsere „gute Stube“ sozusagen. Wenn es für uns Kinder an der Zeit war, alles für die Nacht umzubauen, wurden die Sitzunterlagen an die Seite des Raumes gebracht und wir holten stattdessen unsere Schlafmatten und Decken hinter dem Vorhang hervor. Wir Kinder schliefen alle in einem Raum. Das war ein Gewusel! Doch da wir dies ja jeden Abend so machten, lief alles reibungslos. Jeder wusste, was zu tun war. Wenn alles fertig umgeräumt war, ging es ans Waschen.

Neben dem Kinderzimmer befand sich ein weiterer Raum, der aber nur von außen, über den Hof, erreicht werden konnte. Hier befand sich unsere Küche und durch einen Vorhang abgetrennt unser Badezimmer. Dieses hatte mit einem „Badezimmer“, wie wir es hier in Deutschland gewohnt sind, nicht viel zu tun. Es gab dort weder eine Badewanne noch eine Dusche, ja nicht einmal ein Waschbecken und auch kein fließendes Wasser. Der Wasserhahn befand sich außen am Gebäude, sodass wir das Wasser mit einer Schüssel ins Badezimmer tragen mussten, um uns das Gesicht, die Hände und die Füße mit kaltem Wasser zu waschen. Mittwochs und freitags war „Duschtag“. Der aufmerksame Leser wird sich nun fragen, wie das wohl vor sich ging, da wir ja keine Dusche besaßen. Wir setzten uns zum Duschen einfach auf einen Hocker und seiften uns gegenseitig mit einem Schwamm ein. Das war ein Riesenspaß. Anschließend wurde der Schaum mit mehreren Kellen warmen Wassers, das auf unserem Ölherd in der Küche aufgewärmt worden war, wieder abgespült. Damit wir beim Duschen nicht den ganzen Raum überfluteten, gab es in der Wand einen Ablauf, durch den das Wasser in den Garten lief, wo es dann versickerte. Wenn dann schließlich alle sauber waren, hat uns meine Mutter immer ermahnt: „Habt ihr auch den Ablauf wieder zugestopft? Ich möchte keine Mäuse im Bad und in der Küche haben!“ Erst als wir uns vergewissert hatten, dass das Loch mit einem Stück Stoff verstopft war, gingen wir ins Bett. Nein, wir

haben ja noch das Zähneputzen vergessen! Da wir weder Zahnpasta noch Zahnbürsten besaßen, mussten wir uns auf andere Weise behelfen. So nahmen wir Zucker oder Salz und verrieben es mit einem Finger auf den Zähnen. Für hartnäckige Belege verwendeten wir Zitronensäure. Nun waren endlich alle fertig. Jeder lag in seinem Bett. Nein, nicht jeder. Die ganz kleinen Kinder nämlich teilten sich zu zweit ein Bett. Wir gingen immer recht früh schlafen, da wir kein elektrisches Licht besaßen und es im Schein einer Petroleumlampe recht mühsam war zu lesen oder zu arbeiten.

Aber kaum lagen wir in den Betten, sagte irgendein Stimmchen: „Ich muss mal! Ich trau mich aber nicht allein im Dunkeln." Also stand wieder einer von den Großen auf und ging nochmal mit den Kleinen zur Toilette. Diese befand sich nämlich nicht im Badezimmer, sondern auf der anderen Seite des Hofes. Dort stand ein Plumpsklo. Um im Dunkeln den Weg dahin zu finden und nicht über einen Stein zu stolpern, brannte die ganze Nacht über eine Petroleumlampe auf kleiner Flamme in unserem Zimmer. Die Lampe hatte einen Henkel, sodass wir sie mit nach draußen nehmen konnten. Nach dem erfolgreichen Toilettengang trat dann endlich Ruhe ein und nur das ruhige Atmen der Kinder war noch zu hören.

Im Sommer schliefen wir draußen, denn im Haus war es dann einfach zu heiß und zu stickig. Wir Kinder bauten unsere Betten auf dem Flachdach des Hauses auf und die Eltern schliefen im Hof. Dort stand ein Bettgestell aus Metall, so eine Art Hochbett, damit keine Tiere zu uns ins Bett klettern konnten. Um auf dem Dach ungestört und von den Nachbarn ungesehen schlafen zu können, spannten wir Kinder um uns herum eine Sichtblende aus Stoff auf. Ich habe diese Sommernächte immer geliebt und vermisse sie manchmal noch heute. Es war so schön, dort auf dem Dach zu liegen, die Sterne zu beobachten und sich noch leise Geschichten zu erzählen.

Kapitel 3
Von Mäusen, Hunden, Lämmern, Fischen und Skorpionen

Jeden Morgen nach dem Aufstehen mussten unsere Räume dann wieder umgebaut werden. Im Nu verwandelten sich die Schlafzimmer wieder zu Wohnzimmern. Meine Mutter kümmerte sich dann gemeinsam mit den größeren Mädchen um das Füttern der Tiere und das Melken der Kühe. Währenddessen waren die jüngeren Mädchen schon in der Küche mit den Frühstücksvorbereitungen beschäftigt. Dazu wurden alle Lebensmittel auf ein großes rundes Tablett gestellt, welches auf den Boden mitten im Zimmer platziert wurde. Zum Essen setzten wir uns auf Sitzkissen, die um das Tablett herum auf dem Boden lagen. Zum Frühstück hatten wir Brot, Butter, Marmelade, Eier, Joghurt, eingelegte Auberginen, Oliven und frische Milch. Alles war selbst gemacht oder aus dem eigenen Garten. Das Abendessen sah genauso aus. Mittags wurde dagegen immer warm gegessen. Es gab Bulgur, selbst gemachte Nudeln oder Spaghetti mit Beilagen aus Saubohnen, Kichererbsen oder Linsen. Fleisch gab es nur an Feiertagen.

Wir Geschwister verstanden uns eigentlich sehr gut, doch beim Essen kam es immer wieder zu kleinen Streitigkeiten, weil jeder Angst hatte, zu kurz zu kommen. „Hört auf zu streiten. Ihr werdet schon alle satt werden!“, sagte meine Mutter dann und teilte uns die Essensrationen zu. Manchmal entwickelten sich aus diesen Neckereien auch kleine Spiele, so wie in der folgenden Begebenheit, die mir in Erinnerung geblieben ist: Zum Frühstück tranken wir immer Tee. Während meine Mutter noch

die Tiere versorgte, begannen wir Kinder schon mit dem Essen. Ich nahm die Teekanne und goss mir Tee in die Tasse. Doch statt die Kanne weiterzugeben oder auch den anderen einzuschenken, stand ich auf und stellte die Kanne an die Tür. Mein Bruder sagte: „He, was soll das? Ich habe auch Durst!“ „Hol dir doch die Kanne! Du weißt ja, wo sie steht“, antwortete ich. Also stand er auf, holte die Kanne und goss sich Tee ein. Anscheinend fand er das Spiel doch irgendwie lustig, deshalb stand er wieder auf und stellte die Kanne nun in den Flur. Und so ging es weiter. Jeder goss nur sich selbst ein und stellte die Kanne immer ein Stückchen weiter weg. Als meine Mutter schließlich hereinkam, stand die Teekanne auf dem Hof. Sie rief: „Was ist denn ***hier*** schon wieder los? Warum steht die Teekanne auf dem Hof?“ Da brachen wir alle in schallendes Gelächter aus und auch meine Mutter lachte mit.

Nach dem Frühstück gingen die größeren Kinder zur Schule, die kleineren spielten auf dem Hof oder halfen im Haushalt mit. Bei uns war es üblich, dass Mädchen schon im frühen Alter an die Hauswirtschaft herangeführt wurden. Wir lernten babysitten, kochen und Wäsche waschen. Der Waschtag am Freitag oder Samstag war immer ein besonderer Tag in der Woche. Eine Waschmaschine hatten wir damals noch nicht. Daher mussten wir die Wäsche mit der Hand waschen. Dazu gingen wir nicht an einen Fluss, sondern meine Mutter und meine älteren Schwestern legten im Kuhstall drei Steine in einer Art Kreis zusammen und entzündeten dazwischen ein Feuer. Als Brennmaterial benutzten sie getrocknete Kuhfladen. Dann setzten sie einen riesigen Kessel mit Wasser auf die Feuerstelle und brachten das Wasser zum Kochen. In einer großen Schüssel wurde inzwischen die weiße Wäsche mit Seife eingerieben. Danach kam sie in den Kessel, wurde gekocht und mehrmals mit einem Stock gestampft, bis sie wieder richtig sauber war. Danach kam die Buntwäsche an die Reihe.

Als ich älter wurde, musste ich auch dabei mithelfen. Meine Mutter sagte dann: „Tochter, heute bist du an der Reihe. Geh in den Kuhstall und stampfe die Wäsche!“ Wenn meine Mutter etwas anordnete, dann haben wir das ohne Widerrede getan. Also ging ich in den Stall und begann die Wäsche zu stampfen. Nun leben in so einem Stall nicht nur Nutztiere, sondern auch jede Menge Mäuse. Mäuse mochte ich ohnehin nicht so gerne, aber was an einem dieser Tage geschah, hat meine Abneigung gegenüber diesem Nagetier derart vergrößert, dass ich bis heute keine Mäuse in meiner Nähe ertrage. Ich war gerade am Wäschestampfen und summte ein Lied vor mich hin, als plötzlich eine Maus von einem Balken an der Decke direkt in meinen Waschzuber fiel. Was dann geschah, war einfach schrecklich. Die Maus platzte im kochenden Wasser. Ich ließ sofort alles fallen und lief schreiend aus dem Stall: „Mama, Mama, komm schnell her!“ „Was ist denn passiert? Warum machst du so ein Geschrei?“, fragte meine Mutter. Als ich ihr nun zeigte, was geschehen war, sagte sie nur: „Ja, warum hast du die Maus nicht aus dem Wasser geholt, bevor sie geplatzt ist?“ Dann begann sie, den Wäschekessel zu säubern. So war meine Mutter, immer praktisch veranlagt und voller Tatendrang. Sie hatte keine Angst vor Mäusen. Für mich blieb dies aber ein echtes Trauma. Immer wenn ich nun an der Reihe war, die Wäsche zu waschen, hatte ich Angst, dass sich dieses für mich furchtbare Ereignis wiederholen würde. Ich hielt dann mehr nach Mäusen Ausschau, als dass ich auf die Wäsche achtete. Umso mehr freue ich mich darüber, heute eine Waschmaschine zu haben.

Meine Familie besaß viele verschiedene Tiere, die aber allesamt Nutztiere waren. Haustiere, so wie wir sie in Deutschland kennen, gab es kaum oder gar nicht. Tiere gehörten bei uns nicht ins Haus und wurden auch nicht verhätschelt. Sie lebten im Stall oder draußen auf dem Hof. Doch als ich ungefähr sieben Jahre alt war, bekam ich von unserer Nachbarin

einen kleinen schwarzen Hund geschenkt. Eine Hundehütte auf dem Hof besaßen wir bereits. Nun fehlte mir nur noch ein Name für den Hund. Als ich ihn so ansah, fiel mir als Erstes der Name „Achmed“ ein, weil mich der Hund mit seinem lockigen schwarzen Fell an Achmed erinnerte, einen Jungen aus der Nachbarschaft, der ebenso krauses schwarzes Haar hatte. Ich war außer mir vor Freude. Wann immer ich Zeit fand, spielte ich mit dem Hund. Ich habe ihn sogar geduscht und gekämmt. Eines Tages sollte sich der Name des Hundes jedoch als sehr unglücklich erweisen …

Beinahe täglich bekamen wir Besuch von Durchreisenden. In unserer Gegend gab es keine Rasthöfe oder Gaststätten, daher hielten Reisende in den Dörfern einfach irgendwo an und fragten nach Essen und Trinken. Unsere Familie war weit und breit als sehr großzügig bekannt und so kamen viele Menschen zu uns, um zu rasten. Manche blieben sogar über Nacht. Dann zog meine Mutter zu uns Kindern ins Zimmer. Manchmal kam es sogar vor, dass wir gar nicht genügend Vorräte hatten, um die Gäste zu bewirten. Es wäre aber dem Gast gegenüber unhöflich gewesen, dieses zu äußern, denn es hätte ihn beschämt. Also ließen sich meine Eltern nichts anmerken, sondern schickten uns Kinder heimlich los, um etwas Brot oder Eier vom Nachbarn zu leihen. Damit der Gast auf keinen Fall etwas davon mitbekam, reichten wir meiner Mutter die Lebensmittel von außen durchs Küchenfenster. Außerdem füllten Durchreisende ihre Wasservorräte bei uns auf. Dafür stand immer ein großer Tonkrug voll kühlem Wasser bereit und meist gab meine Mutter auch noch jedem Reisenden etwas Obst als Proviant mit auf den Weg. Die Umsetzung des Bibelverses aus Jesaja 58,7 („Gebt den Hungrigen zu essen, nehmt Obdachlose bei euch auf, und wenn ihr einem begegnet, der in Lumpen herumläuft, gebt ihm Kleider! Helft, wo ihr könnt, und verschließt eure Augen nicht vor den Nöten eurer Mitmenschen!“) war unser Lebensmotto.

Zu unseren durchreisenden Gästen gehörte auch ein Mann, der regelmäßig kam, um die Schutztruppen am nahe gelegenen Stausee mit Essen zu versorgen. Ich hatte ihn schon häufig gesehen, wenn er mit meinem Vater zusammensaß und sich unterhielt. Eines Tages, als er wieder einmal bei uns zu Gast war, lief ich auf dem Hof herum und suchte meinen Hund. „Achmed, Achmed, komm her!“, rief ich ganz laut. Ich konnte nicht wissen, dass der Mann ebenfalls Achmed hieß und sich darüber ärgerte, dass ich meinem Hund diesen Namen gegeben hatte. Er äußerte dies sehr aufgebracht gegenüber meinem Vater, der Mühe hatte, ihn wieder zu beruhigen. Schließlich gab mir mein Vater eine Ohrfeige, um dadurch zu verdeutlichen, dass auch er mit der Namensgebung nicht einverstanden war und ich mir einen anderen Namen für den Hund überlegen sollte.

Einige Tage später fand eine Beerdigung in unserem Dorf statt. Ein älterer Mann aus der Nachbarschaft war gestorben. Aus diesem Anlass waren am Rande des Ortes ein großes schwarzes Beduinenzelt für die Männer und ein etwas kleineres Zelt für die Frauen aufgebaut worden. Sieben Tage lang konnten nun die Menschen kommen und der Familie ihr Beileid ausdrücken. Sie kamen nicht mit leeren Händen, sondern jeder brachte etwas mit, z. B. einen Sack Kaffeebohnen, Tee, Reis oder Bulgur. Jeder Besucher trank einen schwarzen, sehr starken arabischen Kaffee mit dem Hausherrn und es gab viel zu essen. Dafür wurden Schafe geschlachtet und die Frauen bereiteten aus den mitgebrachten Lebensmitteln für alle eine gute Mahlzeit vor. Die Knochen wurden vor das Zelt geworfen, damit sich die Hunde der Umgebung daran gütlich tun konnten. Auf diese Weise hatten sogar sie ihr eigenes Festessen. Auch mein Hund war von den Essensresten angezogen worden und rannte aufgeregt auf der Straße herum. In diesem Moment kam Achmed, unser Gast, mit seinem Militärgeländewagen wieder in unser Dorf gefahren. Er nahm keine Rücksicht auf die Hun-

de, die auf dem Weg herumliefen. Er überfuhr meinen Hund einfach, ohne abzubremsen oder gar anzuhalten.

Ich stand ein wenig abseits und beobachtete fassungslos die Szene. Sofort schossen mir die Tränen in die Augen und liefen über mein Gesicht. Mein Hund war tot, mein geliebter Hund! Als ich sah, dass der Mann abbog und zu unserem Haus fuhr, wandelte sich meine Trauer in unzähmbare Wut. Ich rannte hinter dem Auto her, beschimpfte den Mann aufs Übelste und schrie: „Meinen nächsten Hund werde ich Mohamed nennen!" Meine Mutter, die ebenfalls mitbekommen hatte, was passiert war, packte mich, hielt mir die Hand auf den Mund und versuchte mich zu beruhigen. Auch auf den Mann redete sie beschwichtigend ein und entschuldigte sich für mein Verhalten. Mein Wutausbruch hätte schlimme Folgen für uns haben können, denn der Mann arbeitete für das Militär und hätte vielleicht sogar durchsetzen können, dass mein Vater seine Arbeitsstelle verlor. Nach diesem Ereignis habe ich nie wieder ein Haustier bekommen. Auch heute noch kann ich die Handlung des Mannes nicht gutheißen, doch ich kann ein wenig nachvollziehen, wie der Mann sich gefühlt hat. Dazu muss man wissen, dass „Achmed" sowie „Mohamed" in der islamischen Welt heilige Name sind, so wie Petrus oder Paulus bei den Christen. Als ich später in Deutschland jemanden kennenlernte, der seinen Hund „Jesus" genannt hatte, fiel mir mein Hund „Achmed" wieder ein. Ich verstand, dass der Mann sich und seinen Glauben verspottet gefühlt hatte. Dies zeigt, dass Rücksichtnahme und Respekt für ein gutes Miteinander von großer Bedeutung sind.

Selbst ohne meinen Hund hatte ich noch genug Tiere zu versorgen. Als ich im Grundschulalter war, bestand meine Aufgabe darin, die Lämmer zu hüten. Vormittags, während ich in der Schule war, standen diese im Stall, aber am späten Nachmittag führte ich sie auf eine Weide am Rande des Ortes, damit sie

frisches Gras fressen konnten. Dort traf ich meist die anderen Mädchen aus unserem Dorf, die ebenfalls Lämmer hüteten und dabei, so wie auch ich, auf ihre kleinen Geschwister aufpassten. Es war eine schöne Zeit. Wir haben miteinander gespielt und ab und zu einen Streit unter den Lämmern geschlichtet. Abends rief ich dann meine Lämmer wieder zusammen und ging mit ihnen nach Hause. Im Stall trafen die Lämmer dann auf die Mutterschafe und wurden von diesen gesäugt. Ich finde es heute noch erstaunlich, dass die Lämmer immer genau wussten, zu wem sie gehörten und dem richtigen Mädchen nach Hause folgten. Das erinnert mich an eine Stelle aus der Bibel, in der Jesus sagt: „Meine Schafe hören meine Stimme und sie folgen mir!“ (Joh 10,27). So wie die Lämmer mir gefolgt sind, so will ich Jesus in meinem Leben folgen und das tun, was er sagt.

An ein sehr dramatisches Erlebnis beim Lämmerhüten kann ich mich noch gut erinnern. Ich war ungefähr zehn Jahre alt und hatte wie an jedem Tag meine kleine Schwester Nasira (genannt „Nina“) dabei, um auf sie aufzupassen. Sie war noch sehr klein und konnte noch nicht laufen. Ich hatte sie mir, wie es bei uns üblich war, mit einem Tuch auf den Rücken gebunden. So konnte ich meine Arbeit verrichten und gleichzeitig auf meine Schwester aufpassen. Es war schon spät und die Sonne stand tief am Horizont. Auf einmal bemerkte ich, wie eine Frau näher kam. Das war an sich nichts Ungewöhnliches. Es kamen häufiger Leute vorbei, die grüßten und sich kurz mit mir unterhielten. Doch diese Frau kannte ich nicht. An ihrer Kleidung sah ich, dass sie eine Zigeunerin war. Das war auch nichts Ungewöhnliches. Die Zigeuner zogen mit ihren Eselswagen von Ort zu Ort und schlugen ihre Zelte auf. Eigentlich war es immer aufregend, wenn sie mit ihren Schafen und Ziegen ins Dorf kamen, denn dort gaben sie so etwas wie Zirkusvorstellungen für die Dorfbewohner. Die Frauen führten Bauchtänze auf, die Männer zeigten Kunststücke mit Messern, jonglierten, schluckten

Feuer und führten allerlei Zauberkunststücke vor. Alle gingen gerne dort hin, um sich das anzuschauen. Unter anderem konnten die Zigeuner von den Eintrittsgeldern für die Vorstellungen dann wieder eine Weile leben. Außerdem zogen sie von Haus zu Haus und bettelten um Lebensmittel und Kleidung. Wir gaben ihnen immer gerne, denn Jesus hat es uns so gelehrt, dass wir jedem, der an unsere Haustür klopft, etwas geben sollen.

An diesem Abend allerdings beschlich mich ein mulmiges Gefühl. Die Frau hatte einen seltsamen Blick. Ich versuchte, gelassen zu bleiben. Doch in mir stieg Angst auf, als die Frau immer näher kam – schließlich so nahe, dass ich ihren warmen Atem spüren konnte. Und ehe ich mich versah, griff sie mich brutal an der Schulter und riss mir das Kind vom Rücken. Dann rannte sie los in Richtung unseres Nachbardorfes, wo wahrscheinlich ihre Sippe lagerte. Das ging alles so schnell, dass ich der Frau erst einmal fassungslos hinterherstarrte. Doch dann begann ich zu schreien und rannte ihr nach. Aber sie war schneller als ich. Mir liefen die Tränen über das Gesicht. Meine Schwester war weg! Was sollte ich machen? Allein hatte ich keine Chance, das Kind wiederzubekommen. Also rannte ich nach Hause und schrie: „Mama, Mama!“ Ich hatte Glück im Unglück. Mein großer Bruder Fahmi und mein Cousin standen gerade auf dem Hof. Als sie mich sahen, fragte mein Bruder: „Was ist los? Was ist geschehen? Warum weinst du?“ Da sprudelte es aus mir heraus: „Nina ist weg. Eine Zigeunerin hat sie geklaut. Sie ist mit ihr zum Nachbardorf gelaufen. Ich habe versucht, sie einzuholen, habe es aber nicht geschafft.“ Noch ehe ich zu Ende geredet hatte, waren die Jungen bereits losgelaufen. Sie waren sehr schnelle Läufer und es gelang ihnen tatsächlich, die Frau einzuholen, noch bevor sie ihre Sippe erreicht hatte. Sie stellten sie zur Rede und nahmen das Kind an sich. Wie froh und erleichtert waren wir, als wir die beiden mit Nina auf dem Arm zurückkommen sahen! Es passierte zu jener Zeit leider

häufiger, dass Kinder gekidnappt wurden. Da die Zigeuner mit ihren Wagen weiterfuhren, standen die Chancen sehr schlecht, ein gekidnapptes Kind je wieder zu finden. Von diesem Tag an passte ich noch besser auf meine Geschwister auf. Dieses dramatische Erlebnis prägt mich bis in die Gegenwart. Ich kann heute noch immer meine Hilflosigkeit, Fassungslosigkeit und Verzweiflung von damals spüren. Es war schlimm für mich, mit ansehen zu müssen, wie meine Schwester entführt wurde, ohne ihr helfen zu können. Ich bin Gott so dankbar, dass wir meine Schwester damals retten konnten.

Neben der Viehwirtschaft betrieben wir auch Landwirtschaft. Wir bauten eine Vielzahl an Gemüse und Obst für den Eigenbedarf und zur Versorgung der Verwandtschaft in der Stadt an. Wir besaßen Felder voller Wassermelonen, Honigmelonen, Gurken, Kichererbsen, Zucchini, Paprika, Auberginen, Kürbisse, Zwiebeln, Knoblauch, Tomaten, Linsen, Baumwolle, Getreide und auch Weintrauben und Oliven. Die Landwirtschaft war vor allem der Aufgabenbereich meiner Mutter und wir Kinder halfen ihr dabei. Mein Vater arbeitete zwar auch mit, er hatte aber noch eine Menge anderer Aufgaben, sodass die Hauptlast bei meiner Mutter lag. Sie war für die Aussaat und Pflege der Felder zuständig. Bei der Ernte half mein Vater natürlich mit. Es waren große Ackerflächen, die wir zu bestellen hatten und die bis zu einer Entfernung von vier Kilometern um das Dorf herum verstreut lagen. Im Sommer gab es viel auf den Feldern zu tun. Zum Glück gibt es in Syrien drei lange Monate Sommerferien, sodass alle Kinder zu Hause waren und bei der Arbeit mithelfen konnten. Doch bei der Ernte konnten wir die Arbeit trotzdem nicht alleine bewältigen, denn wir hatten keine Erntemaschinen. Daher kamen Männer und Frauen aus dem Dorf und halfen mit. Diejenigen, die kein eigenes Land hatten, wurden ausbezahlt, bei den anderen halfen wir ebenfalls bei ihrer eigenen Ernte mit. Die Aufgabe von uns Kindern bestand

dabei auch darin, die Feldarbeiter mit Essen zu versorgen. Meine Mutter kochte mittags für diese und wir schleppten das Essen dann auf die Felder.

In meiner frühen Kindheit wurde das Getreide noch mit Sicheln geerntet und zu Garben gebunden. Das Getreide wurde dann mit einem Eselskarren, in späteren Jahren mit einem Traktor ins Dorf gefahren. Jede Familie hatte einen Dreschplatz vor dem Haus. Hier wurde das Getreide mit einer Dreschmaschine, die von zwei Ochsen angetrieben wurde, gedroschen und von der Spreu getrennt. Auch die Spreu wurde eingelagert und diente im Winter den Tieren als Futter. Als ich so ungefähr neun oder zehn Jahre alt war, kam es bei der Getreideernte einmal zu einem im Nachhinein zwar lustigen, aber in der Situation selbst doch sehr gefährlichen Ereignis. Damals wurde das Getreide bereits mit einem Mähdrescher geerntet. Es gab zwar nur einen im ganzen Dorf, doch der wurde von Hof zu Hof weitergereicht, bis alle Felder des Ortes abgeerntet waren. Vom Mähdrescher aus wurden die Getreidekörner in großen Jutesäcken verpackt. Diese wurden oben zugenäht und dann in der Scheune eingelagert. Das Stroh blieb zunächst auf den Feldern liegen. Es wurde bei uns in Syrien nicht zu Strohballen gepresst, sondern später lose auf einen Anhänger geladen und nach Hause transportiert. Dort wurde es gehäckselt und eingelagert, um im Winter unter das Tierfutter gemischt zu werden. An jenem Tag also, an den ich noch heute zurückdenke, machte sich mein Patenonkel gemeinsam mit meiner ältesten Schwester und mir auf den Weg zum abgeernteten Acker, um das dort zurückgelassene Stroh einzusammeln. Um möglichst alles auf einmal abtransportieren zu können, hatten wir die Wände des Anhängers mit Hilfe von Stangen und Holzbrettern erhöht. Dann wurde der Anhänger, so hoch es nur ging, mit Stroh beladen. Ich stand oben auf dem Anhänger. Mein Patenonkel und meine Schwester reichten mir von unten das Stroh

herauf und ich verteilte es auf dem Anhänger. Der Strohberg wuchs und wuchs. Schon war auch die Erhöhung der Wände nicht mehr ausreichend. Da aber auch nicht mehr viel Stroh auf dem Feld lag, beschlossen wir, auch das restliche noch aufzuladen. Schließlich waren wir fertig und ich versuchte, von dem Anhänger wieder hinunterzuklettern. Das Stroh war aber viel zu hoch getürmt und rutschte mir unter den Füßen weg. Ich traute mich nicht hinunterzuspringen. „Fahrt einfach langsam los", rief ich den beiden zu. „Ich bleibe hier oben sitzen. Das wird schon halten, wenn ihr nicht zu schnell fahrt." „Bist du dir sicher, dass das nicht zu gefährlich ist?", fragte meine Schwester. „Das ist auch nicht gefährlicher, als wenn sie jetzt versucht, von da oben herunterzuspringen", warf mein Patenonkel ein. „Bleib sitzen, Menawar. Ich fahre ganz vorsichtig." Also setzte ich mich im Schneidersitz auf das Stroh und schon ging es los. Es machte richtig Spaß, das Stroh schaukelte schön hin und her und ich begann aus vollem Halse zu singen. Hin und wieder drehte sich meine Schwester zu mir um und winkte mir zu. Fröhlich winkte ich zurück. Doch auf einmal bemerkte ich, wie der hoch aufgehäufte Strohberg ins Rutschen geriet und ich gleich mit dazu. Es gab kein Halten mehr. Alles ging so schnell, dass ich nicht einmal um Hilfe rufen konnte. Schon lag ich inmitten des Strohs auf der Straße. Als meine Schwester sich wieder einmal umdrehte, um nach mir zu sehen, war ich verschwunden. Sofort hielten sie den Traktor an und sahen nach, wo ich geblieben war. Sie fanden mich inmitten des Strohs ohnmächtig auf der Straße liegen. Mit etwas Wasser und Parfüm, das meine Schwester dabei hatte, brachten sie mich wieder zum Bewusstsein. Vorsichtig halfen sie mir auf die Beine und fuhren mich mit dem Traktor nach Hause. Gott sei Dank hatte ich mich bei dem Sturz nicht ernstlich verletzt. Ich hatte mir aber viele Prellungen zugezogen, sodass schwere Arbeit auf dem Feld für mich in der nächsten Zeit nicht mög-

lich war. Von da an waren solche abenteuerliche Fahrten oben auf dem Heuwagen bei uns strengstens verboten.

Auch an die Melonenernte kann ich mich noch genau erinnern. Die Früchte wurden immer ganz früh morgens oder abends geerntet. Sie mussten kühl sein und genau die richtige Reife haben. Waren sie schon zu reif, konnte man sie nicht mehr lagern, da sie schnell verdarben. Mit vielen Helfern waren wir auf dem Feld, pflückten die Wassermelonen und brachten sie zum Traktoranhänger. Mein Vater legte sehr viel Wert darauf, dass wir die Melonen äußerst vorsichtig behandelten, damit sie nicht beschädigt wurden. Doch wenn er sich mal wegdrehte und uns Kinder nicht im Auge hatte, spielten wir mit den Melonen Fangen oder ließen „ganz aus Versehen" eine fallen, sodass diese aufplatzte und wir sie gleich essen mussten. Wenn mein Vater das mitbekam, wurde er wütend und schimpfte mit uns.

Sobald der Wagen voll war, brachte mein Vater die Melonen in unsere Scheune, wo sie eingelagert wurden. Um diese vor Beschädigung und Fäulnis zu schützen, wurde jede Melone mit Heu umbettet. So hatten wir das ganze Jahr über Melonen zum Essen.

Als ich älter wurde, brachte mein Bruder Gabriel mir das Traktorfahren bei. Ich übte auf dem Feldweg. Es war gar nicht so schwierig. Gas geben, schalten, bremsen. Alles gar kein Problem. Nachdem wir das Stroh aufgeladen hatten, sagte mein Bruder: „Nun kannst du den Traktor zurückfahren. Ich fahre mit dem Motorrad vor." Stolz setzte ich den Motor in Gang und fuhr los. Alles verlief problemlos. Gleich würde ich zu Hause sein, denn ich sah schon unseren Hof vor mir auftauchen. Ich musste langsamer werden und bremsen. Doch wo war doch gleich die Bremse? Welches Pedal musste ich treten? Ich wusste es einfach nicht mehr. Mein Kopf war auf einmal völlig leer. Ich wurde nervös. Das Haus kam immer näher auf mich zu. Wenn

ich nicht gleich bremste, würde ich geradewegs in unser Haus hineinfahren. Mein Bruder schrie: „Was machst du, Menawar? Bremsen!!!“ Da endlich wurde mein Kopf wieder klar. Ich trat auf die Bremse – keinen Moment zu früh. Knapp vor dem Haus brachte ich den Traktor zum Stehen. Ich brauchte wohl doch noch etwas Übung.

Im Sommer war ab 13 Uhr Mittagsruhe angesagt. Es war um diese Zeit so heiß, dass man nicht mehr draußen arbeiten konnte, und so gingen alle in unserem Dorf in ihre Häuser. Wir rollten in unserem Wohn- und Schlafzimmer die Teppiche zusammen und spritzten das Zimmer mit kaltem Wasser aus. Größere Wasserlachen trockneten wir, dann rollten wir unsere Schlafmatten aus und legten uns für zwei Stunden zum Mittagsschlaf hin. Durch das kalte Wasser war der Raum angenehm kühl und wir konnten gut schlafen. Danach ging es erholt und gestärkt wieder an die Arbeit.

Mein Vater war hauptberuflich in der Wasserwirtschaft tätig. Syrien ist ein sehr trockenes Land und im Sommer fallen nur geringe Niederschläge. Diese reichen nicht aus, um die Felder zu bewässern. Nicht weit von unserem Dorf entfernt lag der schon erwähnte Stausee. Dieser war von einem Schutzgebiet umgeben, das von Soldaten bewacht wurde. Nur bestimmten Personen war der Zutritt gestattet. Von diesem See waren Rohrleitungen zu den Feldern verlegt, um diese mit Wasser zu versorgen. Die Aufgabe meines Vaters bestand darin, sicherzustellen, dass jeder Bauer die Menge Wasser bekam, für die er bezahlt hatte. Er drehte die Rohrleitungen auf oder zu und war auch für deren Wartung zuständig. Da mein Vater aufgrund seiner Arbeit gute Beziehungen zur Polizei und zur Militärstation hatte, kamen auch oft Leute zu ihm, die seine Hilfe im Umgang mit den Behörden brauchten. Wie bei uns üblich, saßen sie bei einer kleinen Kaffeezeremonie zusammen und trugen ihre Anliegen vor. Mein Vater hörte sich zunächst an, was sie zu sagen

hatten. Erst wenn er antwortete: „*Trink deinen Kaffee, ich werde mich um die Sache kümmern*“, durfte der erste Schluck genommen werden. Mein Vater kleidete sich meist wie ein Araber mit einem langen weißen Gewand und einem schwarz-weißen Tuch auf dem Kopf. In eine Ecke dieses Tuches wurde nun ein Knoten gemacht. Dieser sollte meinen Vater daran erinnern, dass er sich um die Angelegenheit des Besuchers kümmern wollte. Wenn er sein Versprechen eingelöst hatte, ging mein Vater zu der betreffenden Person und ließ sich von ihr den Knoten aus dem Tuch entfernen.

Mein Vater besaß auch die Fischereirechte an dem Stausee. Er stellte dort Netze auf, in denen er die Fische fing. Als ich größer war, half ich ihm dabei. Lange vor Sonnenaufgang weckte mich mein Vater: „Aufwachen, Menawar! Wir müssen los zum Fischen.“ Müde wälzte ich mich im Bett herum, rieb mir die Augen und stand auf. Schnell zog ich mich an, oder besser gesagt, ***verkleidete*** ich mich als Junge. Dazu zog ich Papas Mantel an und band mir ein Palästinensertuch um den Kopf. Eigentlich ist die Fischerei Männerarbeit, aber da meine Brüder zu der Zeit alle bei der Armee waren, musste ich mithelfen. Meine Verkleidung diente in erster Linie meiner Sicherheit. Außerhalb des eigenen Grundstücks schwebten christliche Mädchen immer in der Gefahr, von Muslimen gekidnappt und an reiche Scheichs verkauft zu werden. Ihrer Überzeugung nach taten die muslimischen Männer damit etwas Gutes und brachten die Mädchen vom christlichen Glauben zum wahren Glauben, dem Islam, zurück. Das hört sich für europäische Ohren jetzt vielleicht nach übertriebener Vorsicht oder einem Märchen an, aber einer meiner Freundinnen ist genau das tatsächlich passiert. Sie wurde gekidnappt und an einen Dorfältesten verkauft, der sie als fünfte oder sechste Frau geheiratet hat. Ihre Eltern hatten keine Chance, sie zurückzufordern. Damit mir das nicht passierte, hatte ich zum Selbstschutz immer ein großes Messer dabei.